

Die Autorin dankt dem Kulturamt der Stadt Leipzig,
dem Goethe-Institut Tschechien und dem Bike Department Ost.

Dieser Reisebericht beruht auf meinen persönlichen Erlebnissen, Eindrücken und Erinnerungen. Manchmal habe ich Informationen, Namen und Details modifiziert, um Anonymität zu gewährleisten.

© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2023

Lektorat: Anna Jung
Korrektorat: Kristina Wengorz
Umschlaggestaltung: HawaiiF3
Karte: Gaëlle Lalonde
Satz: Fred Uhde
Druck und Bindung: BALTO print, Vilnius

ISBN 978-3-86391-373-1

www.voland-quist.de

IRON WOMAN



Rebecca Maria Salentin

Ich widme dieses Buch allen Menschen, die auf ihrem Weg
in ein freieres Leben an einer Grenze starben.

INHALT

Teil 1 – Von Bratislava ans Schwarze Meer

April 2022, Österreich	15
April 2022, Slowenien	59
April 2022, Kroatien	66
April 2022, Ungarn	71
April 2022, Serbien	95
April 2022, Rumänien	113
Mai 2022, Bulgarien	145
Mai 2022, Nordmazedonien	158
Mai 2022, Griechenland	162
Mai 2022, Türkei	180

Teil 2 – Von Bratislava bis Kaliningrad

Mai 2022, Slowakei	191
Mai 2022, Tschechien	201
Juni 2022, Deutschland	219
Juli 2022, Polen	267

Teil 3 – Von Kaliningrad bis zur Barentssee

Juli 2022, Kaliningrad	285
Juli 2022, Litauen	307
Juli 2022, Lettland	315
August 2022, Estland	324
August 2022, Russland	335
August 2022, Finnland	360
September 2022, Norwegen	385

»Nie ma roweru, nie ma roweru!«, brüllt der Busfahrer und stampft, um die Entschiedenheit seiner Worte zu unterstreichen. Der Parkplatz glänzt nass vom Regen, der so heftig auf das Vordach des Busbahnhofs prasselt, dass das Wasser sich in dicken Pfützen auf dem unebenen Platz sammelt. Die Luft riecht nach Sommerregen, heißem Teer und Dieselqualm. Der Mann klettert in den Bus, der unter der Wucht seiner wütenden Schritte schwankt, schwingt sich in seinen Fahrersitz und ignoriert mich.

Nun, was der kann, kann ich auch. Ich habe nicht vor, mir von einem schlecht gelaunten Busfahrer die unter großen Mühen erarbeitete Einreise nach Kaliningrad vermässeln zu lassen. Ich habe ein Busticket, ich habe ein Visum, und ich habe mir die Hacken wund gerannt, um den für die Einreise nach Russland erforderlichen PCR-Test zu ergattern und auszudrucken, und der ist nur heute gültig. Zu wenig Zeit, um von Danzig bis in die russische Exklave zu radeln, zumal der Grenzübergang nur über eine Autobahn erreichbar ist und ich in diesen Zeiten ungerne allein mit einem voll beladenen Reiserad an einem russischen Grenzposten vorfahren möchte. Ich spreche kein Russisch und missachte mit meinem Transit durch die westlichste Oblast der Russischen Föderation die vehemente Reisewarnung des Auswärtigen Amts. Seit Putins Überfall auf die Ukraine besteht das

Risiko, als Reisende willkürlich inhaftiert und zu drakonischen Gefängnisstrafen verurteilt zu werden, wenn die Bedrohung für mich kleinen Fisch auch nicht halb so real ist wie für prominente Ausländer und Ausländerinnen oder aber jene ganz normalen inländischen Bewohner und Bewohnerinnen, die sich offen gegen diesen Krieg positionieren oder diesen auch nur als solchen benennen. Wenn ich mich schon gegen jede Vernunft nach Russland wage, dann möglichst unauffällig im Schutze einer Reisegruppe, und sei es nur eine zufällig zusammengewürfelte wie dieser bunte Haufen russischer Staatsbürger und -bürgerinnen, die den Bus von Danzig nach Kaliningrad-Stadt als letzte noch existierende Verbindung nutzen, seit Flugverkehr und Zugverbindungen zwischen den EU-Ländern und Russland eingestellt wurden. Dieser Bus ist meine einzige Chance, und ich werde mich um nichts in der Welt davon abbringen lassen mitzufahren, das habe ich mir vorab geschworen. Außerdem habe ich auf meiner bis hierher immerhin schon fast sechstausend Kilometer langen Tour schon genug Erfahrungen mit willkürlich reagierenden Busfahrern gemacht, die einen wahlweise wörtlich eiskalt im Regen stehen lassen oder amüsiert kostenlos mitnehmen. Ich habe mich also innerlich schon für einen harten Kampf gewappnet.

Und mit dieser Entschlossenheit gehe ich jetzt ran und packe seelenruhig meine Fahrradtaschen in den Gepäckraum des Busses, vorbei an den Beinen der Wartenden, die alle von der Exklave ins Mutterland fliegen wollen. Sie haben ihre Taschen und Koffer längst verstaut und stehen nun brav in einer Reihe vor der Fahrerkabine, die Bustickets in den Händen. Während ich Tasche für Tasche vom Rad nehme und in den Stauraum wuchte, schauen sie betreten weg.

Selbst die junge Frau mit den bunten Haaren, die mein Anliegen für den Busfahrer übersetzte und mit ihm diskutierte, zuckt mitleidig mit den Schultern. »Keine Chance, sorry!«, sagte sie. »Der ist zu resolut.«

Aber eine ältere Dame mit toupierten Haaren und Komplett-Leo-Look hält bestärkend den Daumen hoch und murmelt mir aufmunternde Worte zu, zumindest deute ich es so, denn ich verstehe sie ja nicht.

Als der Busfahrer sieht, was ich tue, stürmt er zeternd aus seinem Gefährt, schreit mich noch lauter an als zuvor und zert meine Taschen wieder raus. Der Regen tropft in fetten Schlieren auf mein Gepäck. Ich selbst bin nicht weniger durchnässt, auf meiner Haut mischt sich der kalte Schweiß der Aufregung mit dem warmen Sommerregen.

»Nee, nee, Freundchen!«, zische ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich lasse mir von dir nicht die Butter vom Brot nehmen!« Dann schreie ich: »Ich werde in diesen Bus steigen! Mein Visum ist begrenzt, also MUSS ich heute nach Russland! Und außerdem habe ich ein Ticket!«

Der Busfahrer schreit zurück, dass ihn das herzlich wenig interessiere, so viel verstehe ich, obwohl wir keine gemeinsame Sprache haben: Ich spreche Englisch, er Polnisch.

»Die Dame am Ticketschalter hat es mir zugesagt!«, bekräftige ich meine Worte.

Das stimmt nicht, im Gegenteil, sie hat mir sehr wohl erklärt, dass es im Ermessen des Fahrers liegt, ob er ein Fahrrad mitnimmt oder nicht, und hat mir deswegen überhaupt kein Ticket verkauft. Aber nach den Herausforderungen der vier Monate, die ich schon mit meinem Fahrrad unterwegs bin und in denen ich immerhin schon vierzehn Länder durchquert habe, bin ich mit allen Wassern gewaschen und habe mir einfach einen Tag später bei einer anderen Verkäuferin ein Ticket gekauft, ohne mein Fahrrad zu erwähnen, habe mich aber sicherheitshalber vorher erkundigt, ob es sich um einen großen Bus oder einen kleinen Transporter handelt. Auch ist die Begründung des Busfahrers, für ein Fahrrad sei nicht genug Platz, völlig haltlos: Im Gepäckraum ist neben den dicken Koffern der Mitreisenden noch ausreichend Stauraum für meine fünf Radaschen, und es

gibt sogar ein Extrafach für Fahrräder. Darauf deute ich jetzt mit dem Daumen und ziehe meine Augenbraue ironisch-verächtlich hoch.

»No, no, no!«, brüllt der Mann, stampft dabei abermals auf wie Rumpelstilzchen und schickt zur Sicherheit noch ein bekräftigendes »Njet, njet, njet!« hinterher, ob für mich oder die Zuschauenden weiß ich nicht, aber wir haben es ja so oder so verstanden: Ein Fahrrad passt ihm nicht in den Kram beziehungsweise in den Bus.

Also muss ich die Sache wohl auf dem kurzen Dienstweg lösen: Jetzt hilft nur noch Bakschisch! Ich zücke den eigens für diesen Fall vorsorglich lose in meiner Tasche deponierten Hundert-Złoty-Schein. Zum ersten Mal in meinem Leben lasse ich in Korruptionsabsicht Geld spielen. Und es funktioniert. Kaum ist der Schein in seiner Tasche verschwunden, meckert er zwar alibimäßig noch ein bisschen vor sich hin, überlässt mir aber lammfromm das Fahrradfach. Als letzte Schikane verlangt er, dass ich wenigstens das Vorderrad abmontiere. Nun gut, wenn ich dafür in der Menge der Mitreisenden verschwinden kann, um in ihrem Schutz unauffällig nach Russland einzureisen, dann ist es mir die Mühe wert.

Als ich erleichtert auf meinen Platz sinke, schweiß-, dreck- und ölverschmiert, zwinkert mir die Leoparden-Dame lässig zu.

Und als der Bus sich stotternd in Bewegung setzt, kann ich es einmal weniger fassen, wie weit ich schon gekommen bin. Aber wo und wie hat das eigentlich alles begonnen?

Teil 1

Von Bratislava ans Schwarze Meer

April 2022, Österreich

Es ist bitterkalt, Raureif überzieht Äste und Grashalme, in den Furchen der Äcker haben sich dünne Schneewehen gesammelt. Der Himmel trägt nicht die kleinste Spur von Blau. Schlieren dichter Wolken. Die Natur steht kahl, ihr Grau verschmilzt mit dem des Himmels, dazwischen das Braun frisch aufgewühlter Erde. Anfang April ist von den Frühlingsboten noch nichts zu sehen. Lediglich die Wiesen tragen das saftige Grün, das wir allgemein mit dem Begriff Natur assoziieren. Jegliches Leben scheint festgefroren und erstarrt, nur der Wind heult ein stürmisches Lied, überzieht die flache Ebene so einnehmend und dominant mit seinem Sausen und Tosen, dass ich kaum gegen ihn ankomme. Zumal sich das Fahrrad mit den vollgepackten Vorderradtaschen ungewohnt sperrig lenken lässt. Die heftigen Böen bringen mich ins Schlenkern. Die eingeschränkte Beweglichkeit wird noch durch die vielen Schichten Kleidung verstärkt, in die ich mich gezwängt habe: Radlerhose, Thermo-unterwäsche, lange Hose, dicke Socken, Fleece, Daunenjacke, Stepprock und -weste, Sturmhaube und Handschuhe machen mich zum Michelin-Männchen, das steif und unbeholfen auf dem Sattel thront. Nase und Wangen sind der eisigen Luft ungeschützt ausgesetzt und haben sich innerhalb von Sekunden in einen leuchtenden Vorwurf verwandelt: Sie sind knallrot und schmerzen so prickelnd, dass meine Mimik einfriert.

Was tust du hier eigentlich?, frage ich mich. Diesem Anfang wohnt nun wahrlich kein Zauber inne!

Sonnenschein, Vogelgezwitscher und lauschige Wiesen hatte ich mir ausgemalt, sah mich fröhlich lachend an Melonen-, Tabak- und Sonnenblumenfeldern vorbeisausen, an klapprigen Eselskarren, Frauen mit bunten Kopftüchern und ausladenden Röcken, Männern mit Hosenträgern und beeindruckenden Schnurrbärten. Sah mich saftige Tomaten, sauren Schafskäse, scharfe Würste und salzige Oliven essen. Zumindest waren das die klischeebeladenen Bilder, die ich mit einer Radtour über den Balkan verband.

Tja, nur bin ich überhaupt nicht auf dem Balkan! Stattdessen quäle ich mich am äußersten Rand des Burgenlands über schnurgerade Wirtschaftswege, die die flache und öde Landschaft in akkurate Parzellen teilen. Traktorreifen haben ihr Profil in ausufernden Schleifen in den Ackerboden gegraben und auf dem Plattenweg klobige Erdbrocken hinterlassen. Von der Aussaat ist noch nichts zu sehen. Einzige Abwechslung am Wegesrand sind scheinbar willkürlich in der Gegend aufgestellte hölzerne Aussichtstürme und olivfarbene Zelte. Und symmetrische Reihen Windräder. Das laute Surren ihrer gigantischen Flügel spiegelt die Windstärke, gegen die ich mich stemme. Meine Augen tränen, die dünnen Rinnsale verwandeln sich in Eiskristalle auf den verfrorenen Wangen. Ich bin froh, dass ich trotz der Anstrengung nicht ins Schwitzen gerate; kalte Nässe auf der Haut ist das Letzte, was ich bei diesem Wetter gebrauchen kann, vor allem, weil ich kaum Wechselkleidung habe und die Nacht im Zelt verbringen will.

»Du musst dich einfach immer auf das Positive konzentrieren!«, spreche ich mir selbst Mut zu. »Es könnte noch viel schlimmer sein! Etwa, wenn es schneien würde! Oder regnen!«

Meine Fahrradtaschen leuchten türkis, in meiner Kleidung dominieren die Farben Lila und Pink. So bringe ich Farbe in die

kargen Erdfarben, die mich umgeben, hier in den Feldern um Kittsee, einem österreichischen Dorf, das an die Slowakei grenzt und berühmt ist für seine Marillenplantagen. Für die saftigen, orange leuchtenden Früchte ist es im April freilich noch zu früh. Dafür prangt direkt vor meiner Nase gut sichtbar ein Schild des Trails: eine von gelben Europasternen umrahmte Dreizehn auf blauem Hintergrund.

Heute Morgen habe ich bei Bratislava das voll bepäckte Rad bestiegen und mich in den Boxring begeben, habe die Fäuste gereckt und den Kampf gegen die widrige Witterung aufgenommen. Keine Stunde später fühle ich mich angesichts des übermächtigen Gegners wie ein impertinenter Däumling: couragiert, renitent, aber hoffnungslos verloren.

Wieder passiere ich ein tarnfarbenes Zelt, in dem ich Vogelbeobachter vermute. Am Vorabend habe ich die Etappenbeschreibung des Radreiseführers durchgelesen und erfahren, dass hier die Großstrappe lebt, einer der schwersten flugfähigen Vögel der Welt. Mit ihrem Vorkommen erklären sich auch die Ausstürme, die in der Monotonie der brach liegenden Äcker etwas deplatziert wirken. Weil die Großstrappe in unseren Breiten vom Aussterben bedroht ist, wurden im Grenzgebiet zwischen Österreich, Ungarn und der Slowakei besondere Schutzmaßnahmen ergriffen: Erdverkabelung, Trappenbrachen und Winteräsungsflächen. Aber obwohl die Vögel sich angeblich jedem Wetter zum Trotz auf dem freien Feld tummeln sollen, sehe ich kein einziges Exemplar.

Ich zerknacke einige hart gefrorene Gummibärchen aus der Lenkertasche zwischen den Zähnen, bevor ich mir die Handschuhe wieder überziehe und dem Klingeln der Glocke für die nächste Runde des ungleichen Boxkampfes nachgebe. Die Fahrt über die schnurgeraden Feldwege verläuft monoton und wie ferngesteuert: geradeaus, links, rechts, geradeaus, rechts, links, geradeaus. Einfache Richtungswechsel wie in einem veralteten Computerspiel. Und tatsächlich eilt mir ein kleiner Avatar stets

voraus: Über meinem Vorderrad prangt eine Legofigur, die mir verblüffend ähnelt – Locken, Stirnband, bunte Sportkleidung. Dieses Mini-Me habe ich zu meiner Schutzpatronin auserkoren.

Die wenigen Dörfer, durch die ich komme, liegen ebenso still und menschenleer da wie die sie umgebende Landschaft. Immerhin ist der Weg hervorragend ausgeschildert: An jeder Weggabelung weist ein gut sichtbares Schild die Richtung, der es zu folgen gilt.

»Auf zur wilden Dreizehn!«, lautet die Parole.

Der Iron Curtain Trail – oder Europa-Radweg Eiserner Vorhang – ist unter den europäischen Fernradwegen als EuroVelo 13, kurz EV13, geführt. Der Radweg führt durch zwanzig Länder. Man muss Gebirge, militärische Sperrgebiete und einsame Moorwälder bewältigen. Radreiseführer teilen den fast zehntausend Kilometer langen Weg in fünf größere Abschnitte auf. Die Wegführung wurde dabei nach folgenden Kriterien festgelegt: möglichst nahe der ehemaligen Grenze, diese so oft wie möglich kreuzend, historische Wegstätten integrierend, stark befahrene Straßen vermeidend und auf komfortabel zu befahrenden Wegen verlaufend. Allerdings stellen die Bücher auch klar, dass gerade letztere zwei Punkte noch ausbaufähig sind: Von Kolonnenweg über Autobahnen, Schotter- und Sandpisten ist an miserabler bis gefährlicher Wegqualität alles vorhanden. Dass die durchgängige Befahrbarkeit bisher zwar in der Theorie besteht, es in der Realität an der Strecke aber ganz anders aussieht, werde ich bald merken.

Zum Glück weiß ich noch nicht, dass es sich um eine Höllentour handelt, an der schon Hochleistungssportler scheiterten, dass die meisten spätestens vor dem Balkengebirge kapitulierten, weil der Iron Curtain Trail ein solcher Cours infernal ist, dass er selbst harte Adventure-Knochen und zähe Outdoor-Brocken in die Knie zwang. Auch weiß ich nicht, dass bisher nur von einer Handvoll Leuten bekannt ist, die gesamte Strecke mit reiner Muskelkraft bewältigt zu haben, und dass offiziell nur

einer davon es an einem Stück schaffte, und zwar ausgerechnet mit einem Mifa-Klapprädchen. Hätte ich gewusst, dass dieser Radweg eine der größten sportlichen Herausforderungen des europäischen Radwegenetzes ist, weil er im Grunde nur auf dem Papier existiert und die Strecke in der Realität zu großen Teilen nicht befahrbar ist, schon gar nicht mit einem voll gepackten Reiserad, wäre ich vermutlich gar nicht losgefahren.

Davon ausgehend, dass ein EuroVelo ein ordentlicher Radweg ist, versuche ich mich an dieser Monster-Tour. Eine gemütliche, während des sächsischen Triple-Lockdowns zur Corona-Couchpotato mutierte Frau Anfang vierzig, die beim Radfahren von Rentnern und Rentnerinnen überholt wird (ja, auch von denen ohne E-Bike!). Eine Amateurin, die sich vor Rädern ohne Rücktrittbremse fürchtet und deren Expertise in Sachen Fahrrad mit dem Abschrauben einer Ventilkappe endet. Wer das für Koketterie hält, dem sei an dieser Stelle schon mal verraten, dass ich einen beträchtlichen Teil der Strecke mit einer mächtigen Panne absolvieren werde. Aber dazu später mehr ...

Warum aber kämpfe ich mich durch das österreichische Agrargebiet im Mittelteil der Strecke?

Der Iron Curtain Trail beginnt hoch im Norden an der norwegischen Barentssee und verläuft dann parallel zum finnisch-russischen Grenzverlauf hinab zur Ostsee. Dort bringt einen die Küstenroute über St. Petersburg in die drei baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen, durch die russische Exklave Kaliningrad nach Polen und schließlich bis Deutschland, wo der EV13 ins Landesinnere abbiegt, auf den ehemaligen Todesstreifen der innerdeutschen Grenze, die heute als Grünes Band unter Naturschutz steht. Ab Tschechien wird man im ständigen Zickzackkurs durch die Länder gelotst, die zu beiden Seiten der einstigen Demarkationslinie liegen: Slowakei, Österreich, Ungarn, Slowenien, Kroatien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Nordmazedonien, Griechenland, Türkei. Der Trail endet am

südöstlichsten Flecken Kontinentaleuropas: der bulgarisch-türkischen Grenze am Schwarzen Meer.

Angesichts einzelner Schneeflocken, die jetzt im matten Tageslicht vor meinen Augen tanzen, bin ich froh, nicht in Lappland zu sein. Von Anfang an war es der arktische Winter, der mich bestärkte, entgegen der offiziellen Fahrtrichtung im Süden zu starten. Will man den Trail an einem Stück bezwingen, hat man die Wahl zwischen Pest und Cholera: Am Schwarzen Meer findet man vermutlich keine Schneemassen vor, muss aber aus dem Stand das Balkangebirge bewältigen. Natürlich wäre es clever, diese Höllenberge ans Ende der Grand Tour zu setzen, wenn man fit gestrampelt ist. Andererseits kann ich als leidenschaftliche Berghasserin so direkt das Schlimmste hinter mich bringen, ganz nach dem Motto: erst die Arbeit, dann das Vergnügen.

Der Meinung war auch mein engster Familien- und Freundeskreis, der in alle Entscheidungen des Reiseprozesses involviert war: »Berge kann man zur Not hochschieben!«, redeten sie mir zu. »Ein Auf bedeutet auch immer ein Ab.« – »Gibt bestimmt Lkw-Fahrer, die dich mitnehmen.« – »Dafür wird die Landschaft bestimmt atemberaubend: im wahrsten Sinne des Wortes!« – »Die Frau, die mit dem Hollandrad die Alpen überquert hat, hat auch größtenteils geschoben.« – »Einfach losmachen und nicht so viel nachdenken!«

Bei allem Zuspruch: Mein Umfeld hat auch Sorgen. Bedenken und Einwände prasselten vor der Abreise auf mich ein wie ein Platzregen: Man beschwor unerträgliche Hitze herauf, Überflutungen, Stürme und Schneechaos. Die einen wollten mich nicht allein im Zelt wissen, die Nächsten waren sich einig, dass ich von einsamen oder besoffenen Jägern erschossen oder vergewaltigt, von Moorlöchern verschluckt oder von Bären verspeist werde. Wieder andere sahen mich von Mücken massakriert, vom Gegenwind malträtiert, über Schlaglöcher katapultiert und von Fahrraddiebesbanden terrorisiert.

Ich fand es viel wahrscheinlicher, dass mein Rad in Leipzig geklaut wurde, die Stadt rangiert nämlich in Sachen Fahrrad-diebstahlquote deutschlandweit auf Platz eins.

Mut machten mir Leute, die den Weg schon geradelt waren, wenn auch nicht am Stück: der Erfinder des Trails und ein Pärchen, das ihn über drei Sommer verteilt abgeradelt hatte.

Ausgerechnet meinen Angstgegner Balkangebirge hatten Letztere zwar ausgelassen, kannten die Strecke aber dennoch: »Weil wir sie erst kürzlich mit dem Camper bereist haben! Es hat uns nicht losgelassen, wir wollten wenigstens einmal sehen, was wir verpasst haben. Eins können wir dir gleich sagen: Versorgungslage und Beschilderung sind schlecht, du brauchst ordentlich Proviant, eine gute Powerbank und ein GPS, sonst bist du verloren! Nur Wasser ist kein Problem, überall sind Quellen und Brunnen am Straßenrand.« Bären hatten sie nicht gesehen, aber was sie von den Rudeln wilder Hunde erzählten, klang schlimm!

Ich beschloss, dass mein Handy und ein einfacher Tacho zum Navigieren reichen mussten. Weder bin ich technikaffin, noch interessieren mich detaillierte Tagesleistungen. Ich habe keine GoPro, keine Drohne, kein Stativ und keine Kamera dabei. Das Handy muss für alles herhalten, und der Tacho soll mir lediglich einen groben Überblick über die Tageskilometer verschaffen, mehr brauche ich nicht. Ich lud mir den Track in meine Offlinekarten und nahm mir vor, dass GPS nur im Notfall einzuschalten, allein schon, um Akku zu sparen, kaufte mir aber einen Adapter zur Stromerzeugung über den Dynamo. Weil ich weder sportlich ambitioniert noch optimierungswillig bin, verwarf ich auch das Ultraleicht-Konzept von vorneherein. Wenn ich so lange allein da draußen unterwegs bin und mich mit meinen Ängsten konfrontiere, dann will ich es dabei so komfortabel wie möglich haben, auch wenn der Komfort lediglich aus ausreichend Wechselkleidung, einem ordentlichen Campingkocher, einem aufblasbaren Kopfkissen und einem blauen Kleid besteht.

Was meine Vorgänger zu den Bergen zu sagen hatten, war nicht erfreulich: »Das sind heftige Anstiege, selbst wenn man schon ordentlich Kilometer in den Waden hat, da wirst du verzweifeln, heulen und schieben!« Na wunderbar. Zum Glück fügten sie noch hinzu: »Aber mit Zelt kannst du dir deine Zeit nehmen und auch mal sagen: »Heute mach ich nur einen Berg und leg mich dann lieber hin!« Dann wird es bestimmt kein Problem.«

Mit diesem Argument hatten sie mich! Auch wenn ich mich bei der Vorstellung, auf einer einsamen Balkan-Almwiese zu fläzen, vom Bären verspeist sah, aber na ja, irgendwelche Prioritäten muss man ja setzen ...

Die Warnung vor rücksichtslosen Lkw-Fahrern fand ich zumindest so bedenkenswert, dass ich mir eine neonpinke Warnweste zulegte. Ich kaufte mir auch eine kleine Trillerpfeife, zu welchem Zweck, war mir selbst nicht klar. Immerhin könnte ich damit auf mich aufmerksam machen, falls mich ebenjene Trucker von der Fahrbahn in den Straßengraben drängten und ich mir alle Knochen brach. Vielleicht konnte ich auch geifernden Straßenhunden und frisch aus dem Winterschlaf erwachten, hungrigen Braunbären mit einem schrillen Pfeifton Paroli bieten? Ich fand meine Phobie diesbezüglich zwar selbst albern, denn kaum jemand hatte die in diesen Breitengraden ansässigen Populationen zu Gesicht bekommen, aber man konnte ja nie wissen! Damit war die Angst-Assoziationskette allerdings noch nicht beendet. Damit ich die Pfeife im Notfall stets griffbereit hätte, musste ich sie mir schon um den Hals hängen. Am besten zusammen mit dem Fahrradschlüssel. Aber was, wenn ich mich am Ende unterwegs mit meinem eigenen Survival Kit erdrosselte?! Ich bin zwar empfänglich für alles, was in irgendeiner Form bedrohlich ist, lebe aber zugleich nach dem Kölschen Grundgesetz: »Et is, wie et is. Et kütt, wie et kütt. Und et hätt noch immer joot jejange.«

Zur Verwunderung der meisten Leute fürchte ich mich zwar vor Spinnen, Hunden, Gewittern und dunklen Wäldern, aber

nicht vor fremden Menschen. Ich gehe einfach davon aus, dass die meisten von ihnen freundlich und hilfsbereit sind und ich den wenigen, die es nicht sind, aus dem Weg gehen oder eine reinhauen kann.

Also staunte ich nicht schlecht, als jemand sagte: »Du gerätst bestimmt mitten in die Fluchtströme. Und diese Menschen können nichts besser gebrauchen als deine Papiere!«

Es stimmt, der Iron Curtain Trail verläuft zwischen Ungarn und Bulgarien immer wieder entlang der EU-Außengrenze und kreuzt damit die sogenannte Balkanroute, aber warum sollte ich mich vor Menschen in Not fürchten? Ich finde es eher befremdlich, dass ich mit Zelt und Kocher frank und frei wie der Wind über jene Grenzen radeln kann, an denen andere Menschen frieren und hungern müssen, verprügelt oder sogar ermordet werden, weil Europa an ihnen seine Werte mit Füßen tritt.

Als ich meinem Freund Moustafa, der selbst 2015 über die Balkanroute gekommen war, von dieser Warnung erzählte, lachte er laut: »Ach was! Die größte Gefahr ist, dass du auf die Idee kommst, jemandem zu helfen, indem du versuchst, ihn auf deinem Fahrrad in die EU zu schmuggeln!«

Nun gut, zum Verstecken von Menschen befand ich meine Fahrradtaschen zu klein.

Reisen kann nur, wer Freiheit, Zeit und Geld hat. Ein deutscher Pass gehört zu den mächtigsten der Welt. Das Vorzeigen eines solchen Passes öffnet Grenzschraken so unkompliziert und geschmeidig wie ein Universalschlüssel schwere Türen, vor allem, wenn man weiße Haut hat. Das, was wir oft als bewundernswerte und mutige Leistung sehen, nämlich eine lange abenteuerliche Reise, ist in Wahrheit Anhäufung und Ausübung von Privilegien, die nur ein Minimum der Erdbevölkerung hat. Auch ich gehöre zu denjenigen, die sich die wenigsten dieser Vorteile selbst verdient hat. Und ich weiß dieses Glück mehr als zu schätzen.

Trotzdem wurde mir in den Monaten vor der Abreise alles zu viel. Der dritte Lockdown setzte mir zu. Zu Hause ausharren war

mal wieder angesagt, und prompt entsprach meine Stimmung der Tristesse, mit der der nasskalte Januar über meinem Plattenbauviertel hing. Zusätzlich zerbrach ich mir den Kopf über die zwei russischen Abschnitte des EV13. Das bequeme und kostenlose e-Visum für Kaliningrad und St. Petersburg war seit Ausbruch der Pandemie außer Kraft gesetzt. Aber auch ein reguläres Visum bekam ich nicht: Einreise auf dem Landweg wegen Covid nicht gestattet. Und angesichts des Säbelrasselns von Putin, der immer mehr Truppen an der Grenze zur Ukraine postierte, wusste ich gar nicht mehr, wovor ich mich mehr fürchten sollte: vor den Bären, den bösen Bergen oder Putins Panzern.

Und natürlich schüchterte mich die gigantische Strecke ein. Aber ich wollte es wenigstens versuchen. Ich war mir sicher, dass man den imposanten Radweg eher mit eisernem Willen bezwang als mit gestählten Waden. Und was Sich-Durchbeißen angeht: Da bin ich definitiv Iron Woman.

Dabei ahnte ich schon, dass ich mich auf dieser Reise gleich auf mehreren Ebenen abstrampeln würde, dass mich die emotionale Reise zuweilen mehr Kraft kosten würde als das tägliche Radfahren. Dass mich der Trail nicht nur an Ländergrenzen bringen würde, sondern auch an meine inneren. Dass ich mich dem Pochen schlecht verheilter Wunden stellen würde müssen. Dass mich die Vergangenheit einholen würde und die Karten meiner Familienhistorie neu gemischt würden, denn meine Familiengeschichte ist der Grund, warum ich ausgerechnet diese Route ausgesucht habe.

Ich wollte das System der bipolaren Welt während des Kalten Kriegs verstehen, als der Eiserner Vorhang die Erde in zwei Hemisphären und Bündnissysteme teilte, deren politische Ideologien auf gegenseitiger Unvereinbarkeit gründeten, und vor Ort herausfinden, welche Bedeutung und Einfluss die ehemalige Trennlinie zwischen den NATO-Staaten und denen des Warschauer Pakts heute noch hat; für die dort lebenden Menschen, für Europa und irgendwie auch für mich.

Denn auf eine gewisse Weise bin ich ein Kind sowohl des alten als auch des neuen Europas. Ich habe die deutsche Staatsangehörigkeit, aber meine Herkunft beruht auf mehreren Nationalitäten. Wurzelstränge aus Ost- und Westeuropa, die im Akt meiner Zeugung verschmolzen, aber darüber hinaus nicht zusammenwachsen. Und so hänge ich dazwischen, ohne eindeutige Zugehörigkeit. Meine Identität ist gefangen im Transitbereich, irrt zwischen den Ländern, den Kulturen, den Religionen umher, ohne Einreisegenehmigung und Bleiberecht.

Mir ist bewusst, dass meine Biografie mit den Erlebnissen meiner Großeltern während des Terrorregimes der Nationalsozialisten zusammenhängt. Dass ich mit Dämonen kämpfe, die ihren teuflischen Tanz lange vor meiner Zeugung aufführten, ihre klebrigen Arme aber bis in die Gegenwart strecken und mich gepackt halten wie die Tentakel von Riesenkalmaren, die einen in die Tiefe zerren wollen.

Als ich herausfand, dass es mit dem Iron Curtain Trail einen Radweg gibt, der dem ehemaligen Eisernen Vorhang folgt, war ich sofort angetan. Mich faszinierte nicht nur der Gedanke, die historische Komponente der mit dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Trennung Europas mit dem Rad wortwörtlich zu erfahren, sondern auch zu sehen, wie sich der Zwischenraum des ehemaligen Niemandslands, in dem Menschen vertrieben und Dörfer zerstört wurden, das vermint und eingezäunt wurde, heute als Grünes Band quer durch den Kontinent regeneriert. Welch Magie liegt darin, eine Grenze in ein Naturschutzgebiet, einen Todesstreifen in einen Hort der Biodiversität umzuackern! Es ist das Versprechen einer interkontinentalen Heilung. Vielleicht gab es beim bewussten Reisen auf dieser transeuropäischen Narbe die Chance, das Niemandsland meiner eigenen Identität in eine fruchtbare Ebene zu verwandeln.

Auf dem Iron Curtain Trail steht man im Grunde immer mit einem Fuß im einst sozialistischen Osten und mit dem anderen in den Ländern, die man dort zum kapitalistischen Westen